

STEFAN NINK
Freitags in der Faulen Kobra

Buch

Siebeneisen, Lokalredakteur aus Oer-Erkenschwick und unfreiwilliger Weltreisender, nimmt in einem indischen Palasthotel an einem Yogakurs teil. Eines Tages bittet der Maharadscha ihn wegen eines Notfalls zu sich: Aus der Schatzkammer des Palastes ist das Teilstück einer magischen Elefantengottstatue verschwunden! Der Großfürst ist verzweifelt. Einst hatte der steinerne Ganesha dem Herrscherhaus von Joompla zu Macht und Reichtum verholfen. Als aber vor 250 Jahren Feinde das Reich bedrohten, ließ man die Statue zerteilen und in Sicherheit bringen – von James Cook, der die einzelnen Stücke während seiner dritten Weltumseglung an entlegenen Orten der Welt versteckte. Niemals dürfe die komplette Statue in fremde Hände gelangen, erklärt der verzweifelte Maharadscha dem staunenden Siebeneisen, sonst werde entsetzliches Unheil über die Dynastie der Herrscher von Joompla hereinbrechen. Zum Glück gibt es einen Mann, der die Meisterdiebe stoppen kann. Glaubt jedenfalls der Maharadscha.

Ein Wettrennen um den Globus beginnt: Im Fahrwasser des großen Entdeckers führt die Suche nach den Teilen des Elefantengotts von Tonga nach Neuseeland, Kapstadt, Hawaii und Kanada. Und während sich Siebeneisen mit Straußen, Eisbären und einem kleptomatischen Buschbaby herumschlagen muss und seine Freunde Wipperfurth und Schatten ihn aus dem Teehaus Zur Faulen Kobra mehr oder weniger sinnvoll unterstützen, wird im Palast des Maharadschas ein ganz anderer Plan verfolgt.

Autor

Stefan Nink fliegt, fährt und läuft für Magazine, Radiostationen und Verlage über den Planeten. Seine Reportagen wurden vielfach ausgezeichnet und übersetzt. Er hat über dreißig Reisebücher veröffentlicht. Wenn er zu Hause ist, steht er samstags bei Heimspielen von Mainz05 im P-Block.

STEFAN NINK

Freitags in der
**FAULEN
KOBRA**

ROMAN

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2015 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright 2014 © by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
LH · Herstellung: am
Printed in Germany
ISBN: 978-3-7341-0171-7

www.blanvalet.de

»Gefahren wie diese sind die unentrinnbaren
Begleiter dessen, der auf Entdeckungsfahrt geht.«

(JAMES COOK, NACHDEM ER VOR TONGA
AUF GRUND GELAUFEN WAR)

»Weiter, immer weiter!«

(OLIVER KAHN)

Er musste sich beeilen, es dämmerte, in einer Stunde würde man hier draußen nichts mehr sehen können. Miller tastete in der Manteltasche nach seinen Wertsachen und war beruhigt, als er alles vorfand. Dabei bemerkte er aus den Augenwinkeln eine Bewegung. Verdammt, dachte er, da war doch eben noch nichts. Jetzt aber kam das, was eben noch nicht da war, mit viel Schwung auf ihn zu. Er riss das Gewehr von der Schulter, legte an und drückte ab. Nur ein Klacken. Heilige Maria, dachte er, warf das Gewehr in den Schnee und griff nach seiner Pistole, aber da war keine Pistole, wo eine hätte sein sollen. Heilige Mutter Gottes, dachte Miller wieder, und es sollte das Letzte sein, was er überhaupt denken würde in seinem Leben. Eine halbe Sekunde später flog er durch die Luft. Dann wurde es dunkel.

O

DUBLIN, IRLAND, AN EINEM
WUNDERSCHÖNEN SPÄTSOMMERTAG.

Er nippte an seinem Tee und verzog augenblicklich das Gesicht: Wie konnte man ihm denn so ein Gebräu anbieten? Da erforschten sie in diesem Teil der Welt Schwarze Löcher, fahndeten nach Gottesteilchen und schafften es ein übers andere Jahr, die Weltwirtschaft mittels hochkomplexer Zahlentricksereien an den Rande des Abgrunds zu manövrieren – einen simplen grünen Tee aber: Den würden sie niemals hinbekommen. Niemals. Angewidert stellte er die Tasse ab, überprüfte den Sitz seiner Krawatte und öffnete den Auktionskatalog. Das Verzeichnis war umfangreich, er blätterte lange, bis er die Seite mit dem Gemälde fand. Drei Gegenstände noch bis Objekt #67. Eine Viertelstunde vielleicht, dann würde er erlöst sein.

Genau wie den Tee fand er auch europäische Kunstauktionen stillos, und dieses hier war ein besonders schlimmes Beispiel. Was für ein Chaos hier herrschte! Die meisten Besucher wirkten, als hätten sie das Auktionshaus zufällig während eines Stadtbummels entdeckt. Sie trugen grellfarbene Trekkingjacken und schleppten Einkaufstüten in den Saal, suchten lange nach einem passenden Platz und verließen diesen drei Minuten später wieder, weil sie einige Stuhlreihen weiter vorne einen vermeintlich besseren ausgemacht hatten. Andere waren offenbar nicht in der Lage, ihre Mobiltelefone auszuschalten, unent-

wegt erklangen Sirenentöne oder Popsong-Intros oder quiet-schende Stimmen, die Dinge wie »Muddi! Gemarann, Muddi!« riefen. Der Mann auf dem Stuhl vor ihm war eingeschlafen; er schnarchte röchelnd, wobei sein Kopf immer wieder auf die Schulter seines Sitznachbarn fiel, der ihn jedes Mal wieder wegschob. Für den skandalösen Höhepunkt des Morgens aber hatte vorhin ein Amerikaner gesorgt, der eine Rüstung aus dem 15. Jahrhundert ersteigern wollte. Der Mann mit dem Dreispitz auf dem Kopf hatte ausgesehen, als sei er während einer Dreh-pause eines Historienfilms kurz mal hinüber zu O’Cassidy & Sons geschlendert. Als er am Ende tatsächlich den Zuschlag für die Rüstung erhalten hatte, war der Amerikaner aufgesprungen und hatte laut »Yess!« gerufen. Wie peinlich, wie unvorstellbar peinlich. Den meisten Europäern fehlte jede Kinderstube. Über die USA aber dachte man besser gar nicht erst nach.

Dabei wusste er, dass O’Cassidy & Sons zu den renommiertes-ten Auktionshäusern Irlands zählte. Mehrmals im Jahr kam in diesen Räumen antikes Inventar unter den Hammer, das aus alten irischen Anwesen stammte. Fast immer hatten deren Be-sitzer ihre historischen Immobilien zuvor an einen russischen Milliardär verkauft. Oder an einen dieser neureichen Chinesen. Die neuen Eigentümer konnten meist nicht viel anfangen mit der Einrichtung der Landsitze. Beziehungsweise fanden sie hinderlich, weil sie lieber ihren Testarossa im Wohnzimmer par-ken wollten oder ihre neunzehnjährigen lettischen Freundin-nen unbedingt Platz brauchten für ihre fünf Kleiderschränke. Wahrscheinlich war die Rüstung deshalb hier gelandet. Statt sie sich verpackt und versichert nach Hause schicken zu lassen, hatte sich dieser Amerikaner Helm, Harnisch und sämtliche anderen Teile tatsächlich unter die Arme geklemmt und war stolz wie ein Pfau aus dem Saal marschiert. Unfassbar. Es hätte

bloß noch gefehlt, dass ihm draußen vor der Tür alles aus der Hand gerutscht und Treppen hinuntergescheppert wäre.

Er beschloss, dem Tee eine zweite Chance zu geben, und bereute es sofort: Abgekühlt schmeckte das Gebräu noch schlimmer. Durch die Tür neben der Bühne bugsierten zwei Angestellte des Auktionshauses ein großes Gemälde. Obwohl es mit einem Leinentuch verhangen war, wusste er, dass soeben Objekt #67 in den Raum gekommen war. Und dass er sich bald würde konzentrieren müssen.

Auf den Weg zu O’Cassidy & Sons hatte er sich sofort nach dem Frühstück gemacht. Für Dubliner Verhältnisse war das Wetter an diesem Morgen entzückend, und er hatte beschlossen, zu Fuß entlang der Liffey zum Auktionshaus zu spazieren. Wie immer, wenn er geschäftlich in Europa zu tun hatte, versuchte er, möglichst viel von seiner Umgebung aufzunehmen. In seinem Job konnte man niemals genug über die Stadt wissen, in der man gerade unterwegs war; manchmal konnte ein einziges, flüchtig übersehenes Detail das Scheitern einer Mission bedeuten. Außer diesen Kleinigkeiten registrierte er oft Personen. In den letzten Minuten hatte er beispielsweise eine Passantin bemerkt, die der Schauspielerin Cate Blanchett verblüffend ähnlich sah. Einen stark humpelnden Mann, der von seiner Frau gestützt wurde. Einen Verkäufer, der mit einem Kunden im Licht der Dubliner Sonne über einen Schal diskutierte. Einen rotbärtigen Typen mit geschwollener Wange und etliche andere merkwürdige Erscheinungen – einen Touristen in einem schrecklichen Eisberg-T-Shirt zum Beispiel oder einen farbigen Passanten, der sich angezogen hatte, als sei er Ranger in einem afrikanischen Nationalpark. All diese Informationen nahm er auf und legte sie in einem trainierten Teil seines Gehirns ab. Auch das Aufziehen einer Regenfront hinter

den Häusern nahm er zur Kenntnis, dunkle Wolken, die diesen wunderschönen Spätsommertag in Dublin bedrohten. Wenn es sein müsste, würde er diese Details jederzeit wieder abrufen können. Wenn nicht, blieben sie einfach liegen. In der Ecke mit den übrigen drei bis vier Milliarden ähnlicher Beobachtungen, die er sich im Laufe seiner Einsätze gemerkt hatte.

»Und nun kommen wir zu Objekt #67!« Auf der Bühne machte der Auktionator zwei, drei Schritte in Richtung des verhüllten Gemäldes, überlegte es sich dann aber doch anders und ging zurück an sein Pult mit dem kleinen Auktionshammer, was ein wenig so aussah, als schrecke er vor dem zurück, was da gleich enthüllt werden würde. Irgendwo klingelte ein Handy, dann ein zweites, dann ein drittes. Weiter vorne im Saal quengelte ein kleines Kind.

Er hatte sich Objekt #67 vor Beginn der Versteigerung genau angesehen: Kein Zweifel – das war das Gemälde, für das ihn sein Auftraggeber nach Dublin geschickt hatte. Es war 1778 entstanden, und diese Jahreszahl war die einzige Angabe im Auktionskatalog, die der Wahrheit entsprach: Alles andere war schlichtweg falsch. Angeblich hatte ein gewisser Timothy Baldwin-Trowshire es gemalt, was ebenso wenig stimmte wie die Behauptung, das Bild zeige eine »*idyllische Bucht, wahrscheinlich auf Teneriffa*«. Es war auch kein »*stilistisch typisches Produkt seiner Epoche*«, wie der Katalog vollmundig behauptete, und erst recht kein »*Werk eines noch jungen, aber sichtlich talentierten Künstlers*«: Der *Palmenstrand am Mittelmeer* war schlicht und einfach kein gutes Gemälde. Die Komposition wirkte merkwürdig seenlos, die Farben wie wahllos ausgesucht und seltsam matt, und einige der Palmen sahen aus, als habe der Künstler zufällig eine neue Spezies entdeckt. Anders gesagt: Auf dem Dubliner Wochenendflohmarkt am Newmarket Square wäre der *Palmen-*

strand am Mittelmeer mit großer Sicherheit ein Ladenhüter gewesen.

Er ersteigerte das Bild zum Startpreis von 5000 Euro. Es gab keinen zweiten Bieter.

Später im Hotel wartete er geduldig, bis der Rezeptionist anrief und ihm mitteilte, dass der Lieferservice des Auktionshauses O’Cassidy & Sons etwas für ihn abgeben wolle. Er ließ das Bild in sein Zimmer bringen, überreichte den Lieferanten ein großzügiges Trinkgeld und wartete, bis die beiden die Tür hinter sich geschlossen hatten. Mit einem Teppichmesser, das er sich während seines Spaziergangs in einem Werkzeugladen gekauft hatte, schnitt er den Transportkarton auf, entfernte die dicken Lagen Luftpolsterfolie und legte den *Palmenstrand am Mittelmeer* auf den Schreibtisch. Vorsichtig entfernte er mit dem Cutter die erste Schicht Ölfarbe am oberen Bildrand. Und dann die darunterliegende. Die ersten handgeschriebenen Wörter fand er unter den Wedeln einer der merkwürdigen Palmen.

1

INDIEN. EINIGE MONATE SPÄTER.

Und jetzt juckte auch noch die Nase. Natürlich tat sie das. Irgendwas ist doch immer, dachte Siebeneisen. Gleich zu Beginn der Unterrichtsstunde war sein linker Fuß erst taub geworden und hatte dann zu kribbeln begonnen, als würde eine Gruppe südafrikanischer Ameisen Zulutänze auf ihm aufführen, zwei oder drei Minuten lang, dann war das zum Glück wieder vorbei. Sofort anschließend hatte er allerdings geglaubt, sein Blinddarm habe sich plötzlich entzündet – eine Diagnose, die er sogleich wieder vergaß, als dieses Zwicken im unteren Rückenbereich einsetzte. Die Bandscheiben, ganz bestimmt. Er würde das im Auge behalten müssen, bei all diesen Busfahrten in den vergangenen Tagen musste da ja beinahe zwangsläufig was kommen. Siebeneisen versuchte, den Juckreiz zu unterdrücken, indem er Grimassen schnitt. Als das nichts half, atmete er stoßweise durch die Nase aus, was ihn aber auch nicht weiterbrachte: Jetzt juckte sie noch stärker. Und nun? Die Augen mussten geschlossen bleiben, das war Vorschrift. Und auf gar keinen Fall durfte er eine Hand zum Einsatz bringen, dachte Siebeneisen, weil er dann garantiert die Balance verlieren würde – die Arme hatte er nämlich rechts und links ausgestreckt. Außerdem stand er nur auf einem Bein. Auf einem Rasen. Neben den zwölf anderen Teilnehmern des Kurses »Weise Yogapraxis für Westler«, den das Hotel seinen Gästen

anbot. Das Jucken wurde jetzt noch stärker. Siebeneisen verzog ein letztes Mal das Gesicht, und als es danach immer noch nicht besser war, öffnete er die Augen. Auf seiner Nase saß etwas. Ein schwarzer Punkt. Ein dicker schwarzer Punkt. Siebeneisen versuchte, den Blick auf den Bereich um den Punkt scharf zu stellen, was aber nicht funktionierte. Dann bemerkte er, dass der Punkt seine Position veränderte, und Siebeneisen vergaß alle Vorschriften und Anordnungen und schlug mit flacher Hand und viel Schwung zu, was den Stachel der indischen Thimaji-Fliege noch ein paar Millimeter tiefer eindringen ließ. Er schrie vor Schmerz auf. Gleichzeitig verlor er das Gleichgewicht und kippte nach links, wo neben ihm eine der amerikanischen Kursteilnehmerinnen tief versunken in der Position Stoischer Storch meditierte. Siebeneisen fiel zuerst gegen die Frau und dann neben ihr auf den Rasen, wo natürlich genau an dieser Stelle ein großer, flacher Stein unter den Grashalmen lauerte, und natürlich knallte er mit dem Arm genau auf diesen Stein, was denn sonst. Er heulte kurz auf vor Schmerz, riss sich dann aber augenblicklich zusammen, um die anderen Kursteilnehmer nicht zu stören. Die hatten sich nicht aus der Ruhe bringen lassen. Alle standen schweigend und mit geschlossenen Augen auf je einem Bein auf dem Rasen, und auch der Weise O ganz vorne vor seinem Kurs hatte offenbar beschlossen, nichts vom Missgeschick seines Schülers mitbekommen zu haben. Siebeneisen spürte, wie seine Nase anschwell. Er stützte sich beim Aufstehen auf dem Stein ab, der mit einem merkwürdigen Emblem verziert war, ein Tiger unter einem Sternenhimmel oder so etwas. Als er wieder auf den Beinen war, entdeckte er auf einem Balkon hinter dem Yogarasen seinen Kumpel Wipperfürth, der ihm mit seiner Kamera zuwinkte. Das würden tolle Fotos werden.

Siebeneisen und Wipperfürth wohnten seit einer Woche im Joompla Royal Regent. Das Hotel lag auf einem Hügel bei Jodhpur in Indiens westlichem Bundesstaat Rajasthan und war das, was Reiseführer gerne als eine »imposante Anlage« bezeichnen. Es gab vierzig Gästezimmer, mehrere Restaurants und Bankettsäle, diverse Innenhöfe und Wandelgänge, trutzige Türme, ein Labyrinth an Verwaltungsräumen und Vorratskammern sowie eine gewaltige Bibliothek. Dazu kamen tausende Quadratmeter scheckheftgepflegter Rasen, Rosenbeete und etliche Hektar Parkfläche, in denen Schwärme von Papageien krakeelten und mehrere Affenfamilien ihr Unwesen trieben. Außerdem gab es einige Außengebäude und Garagen. Dass das Joompla Royal Regent selbst nach den Maßstäben eines ungewöhnlich großen Hotels ungewöhnlich groß war, lag daran, dass es ursprünglich als Residenz eines Großfürsten diente: Maharadscha Manmohan Singh hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschlossen, sich einen ordentlichen Wohnsitz bauen zu lassen. Einen richtig ordentlichen.

Damals hatte die Singh-Dynastie bereits neunzig Generationen lang das Land regiert. In den Annalen der Familie, einer voluminösen Lederkladde, die jeder Gast im Teezimmer des Royal Regent studieren konnte, wenn es ihm gelang, das Buch irgendwie aus dem Regal auf einen Couchtisch zu hieven, war von siegreichen Feldzügen und ruhmreichen Schlachten die Rede. Von erfolgreichen Tigerjagden und prächtigen Festen und natürlich vom unermesslichen Reichtum des Hauses. Nicht erwähnt wurden die Engländer, deren Ostindien-Kompanie das Land ab Mitte des 18. Jahrhunderts systematisch unterworfen und die Macht der 600 Fürstenstaaten gestutzt hatte. Die Aufzeichnungen in den Annalen endeten deshalb auch mit dem Jahr 1947, als Indien unabhängig wurde und es mit dem Einfluss der Fürsten endgültig vorbei war. In den Fünfziger-, Sech-

ziger- und Siebzigerjahren ging es mit den Rajas und Maharadschas dann ähnlich rasant bergab wie mit der FDP nach 2010. Und irgendwann musste sich der Maharadscha von Joomla überlegen, wie um alles in der Welt er seinen gewaltigen Palast in Zukunft finanzieren wollte. Am Ende entschied er sich für jene Lösung, die auch viele seiner Kollegen gewählt hatten: Er wandelte seinen bescheidenen Wohnsitz in ein Hotel um.

Siebeneisen beschloss, die Yogastunde zu beenden und sich um seine Nase zu kümmern. Sie spannte und schmerzte ziemlich. Er dachte an den fetten schwarzen Punkt – was auch immer ihn da gestochen hatte, musste ein ziemlich großes und ziemlich heimtückisches Insekt gewesen sein. Weil alle übrigen Kursteilnehmer noch immer den Stoischen Storch machten, schlich er leise an ihnen vorbei Richtung Kiesweg. Als er auf Höhe des Seminarleiters angekommen war, öffnete der Guru ein Auge und sah ihn leicht vorwurfsvoll an. Siebeneisen zwinkerte ihm zu und zuckte mit den Schultern. Der Weise O war kein Inder, sondern ein Ire, der eigentlich Matthew O'Shady hieß und die Sturm- und Regentiefs seiner Heimat vor etlichen Jahren gegen die ewige Sonne des Subkontinents eingetauscht hatte. Irgendetwas in diesem Land hatte bereits kurz nach seiner Ankunft eine religiöse Saite in dem Dubliner Investmentbanker angeschlagen. In den folgenden Jahren war O'Shady bei einigen der großen Denker und Lehrer Indiens in die Lehre gegangen. Er hatte die berühmten Schriften des Hinduismus studiert, Meditieren gelernt und die Kunst des Yoga und sich einen langen Bart wachsen lassen, der wegen seiner irischen Gene einen leichten Rotstich aufwies. Irgendwann hatte dann sein eigenes spirituelles Licht so stark geleuchtet, dass sich die ersten Jünger um ihn scharten: Aus Matthew O'Shady wurde der Weise O, mit eigenem Ashram, Massenmeditationen und der schlechtes-

ten westlichen Presse seit dem Bhagwan (eine Zeitlang hatten deutsche Boulevardblätter über »Kleeblattstellungs-Orgien in der Wüsten-Kommune« berichtet und dass dieser Guru aus Irland mehrere bonbonfarbene Rolls-Royce-Limousinen besitze, aber das war natürlich alles erlogen). Als O'Shady der Rummel um seine Person über den Kopf zu wachsen drohte, hatte er sich in die innere Immigration geflüchtet – beziehungsweise in eine Meditation, die so lang und so tief war, dass man ihn irgendwann für tot erklärt hatte. Unbemerkt hatte er seinen Ashram verlassen können und sich auf eine Pilgerreise durch Indien begeben. Offenbar aber steckte noch immer eine Faser Investmentbanker in ihm, jedenfalls hatte er keine Mühe, den Maharadscha von Joompla davon zu überzeugen, dass sich mit Spiritualität reichlich Rupien verdienen ließen. Jetzt unterrichtete er am Hofe des Großfürsten – oder ehrlicher: in seinem Hotel – wohlhabende Gäste in Kursen wie »Weise Yogapraxis für Westler«. Diese Seminare konnten zu den Pauschalangeboten führender Reiseveranstalter dazugebucht werden, und in die Palastkasse floss erstmals seit langer Zeit wieder Geld. Bestimmt gab es einige, die den Guru aus Irland für einen Scharlatan hielten. Für die meisten aber war er ein Erleuchteter.

Vor allem aber war er der Grund, weshalb Siebeneisen und Wipperfürth überhaupt in diesem Palast residierten. Die beiden waren von ihrem Freund Schatten aus ihrem gemeinsamen Heimatort Oer-Erkenschwick nach Rajasthan geschickt worden, um O'Shady zu treffen. Der irische Guru nämlich war der Letzte einer Reihe entfernter Verwandter von Schatten, die zusammen mit ihm ein gewaltiges Vermögen geerbt hatten. Das allerdings würde nur dann ausgezahlt werden, wenn sämtliche Erben – die sich dummerweise alle an den entlegensten Orten dieser Welt aufhielten – gefunden werden würden. Um seinem

Freund Schatten zu helfen, hatte Siebeneisen sich unbezahlten Urlaub in der Lokalredaktion des Oer-Erkenschwicker *Tagesboten* genommen, wo er als Redakteur arbeitete. Anschließend hatte er einen großen Teil des letzten Jahres mit der Suche nach diesen Menschen verbracht und tatsächlich alle übrigen Erbberechtigten aufstöbern können. Bloß der Weise O fehlte. Bis sie ihn hier am Palasthof angetroffen hatten. Damit war der Ire ein gemachter Mann und ihr Job eigentlich erledigt, aber Siebeneisen und Wipperfürth hatten beschlossen, das freundliche Angebot des Maharadschas anzunehmen und noch zehn weitere Tage zu bleiben. Wipperfürth hatte angekündigt, in dieser Zeit »tief in die Mysterien der indischen Askese« einzutauchen, ein Thema, zu dem er einen Kurs für die Volkshochschule Oer-Erkenschwick entwickelte. Siebeneisen dagegen wollte sich bloß von den Strapazen der Reise erholen.

Und dafür war das Joompla Royal Regent nun wirklich kein schlechter Ort, dachte er, während er durch den Rosengarten hinüber zu dem Gebäudeflügel ging, in dem sein Zimmer lag. Alles an diesem Palasthotel war auf fast schon absurde Weise überdimensioniert. Gäste taten gut daran, nach dem Check-in auf dem Weg von der Rezeption zu ihrem Zimmer ganz genau aufzupassen, wenn sie später wieder hinausfinden wollten aus diesem Labyrinth aus Höfen, Fluren und Durchlässen. Siebeneisen war in Zimmer 9 eingezogen. Zuerst hatte er geglaubt, sich in einem eigenen, abgetrennten Palastflügel zu befinden, aber der Angestellte, der ihn dorthin geführt hatte, versicherte ihm, dass es sich bei dem mindestens 500 Quadratmeter großen Gebäudetrakt tatsächlich um nur ein einziges Hotelzimmer handelte. Es gab Schlaf- und Wohnbereiche, einen Lesesalon mit einer stattlichen *National-Geographic*-Sammlung, mehrere taubenumschwärmte Balkone, diverse Ankleiden, Bäder,

Toiletten und – wenn man lange genug danach suchte – auch eine Art Empfangssaal für mögliche Gäste. Ausruhen konnte man sich in drei Sitzcken, auf mehreren Diwanen oder an den zwei Schreibtischen für die tägliche Korrespondenz. Auffallend war auch die verwirrende Anzahl Lichtschalter, die nach einer ebenso verwirrenden Logik zu Lampen in unterschiedlich weit entfernten Zimmerregionen gehörten. Mehrere ausgestopfte Tigerköpfe hingen an den Wänden; ein Tigerfell samt Kopf auf dem Boden erinnerte Siebeneisen jedes Mal an *Dinner for One*, wenn sein Blick darauf fiel. Selbstverständlich befand sich auch jederzeit ein hilfsbereiter Bediensteter in der Nähe.

»Sir?«

Siebeneisen zuckte zusammen. Die Angestellten des Palastes, das hatte er in den vergangenen Tagen schon mehrmals registriert, beherrschten die Kunst des lautlosen Anschleichens, wenn sie sich in der Nähe der Gäste aufhielten (hockten sie mit ihresgleichen zusammen, wurde gerülpst und geredet und geflucht, was das Zeug hielt). Obwohl er das wusste, erschrak Siebeneisen jedes Mal fürchterlich, wenn ihn einer der Männer plötzlich aus der Düsternis der Säulengänge heraus ansprach. Sie sahen übrigens alle identisch aus, die Männer, die in seinem Teil des Hotels arbeiteten. Alle trugen sie die gleiche weiße Uniform, den gleichen Turban in Orange und den gleichen imposanten Schnauzer. Siebeneisen vermutete, dass es sich um die Achtlinge einer kinderreichen Familie handelte, die allesamt hier einen Job gefunden hatten.

»Ja? Bitte?«

»Seine Exzellenz würde Sie gerne sprechen? Wenn das möglich wäre? Es ist dringend?«

Wie seine Brüder sprach auch dieser Hotelangestellte das melodiose Englisch Indiens, dessen Worte auf und ab schwapp-

ten, als säßen sie bei Windstärke 5 oben auf einer Welle im Ozean. Offenbar hatten alle Achtlinge in der Schule den gleichen Lehrer gehabt, der ihnen – warum auch immer – eingepaukt zu haben schien, sämtliche englischen Sätze am Ende wie Fragen zu betonen. Wenn man den Angestellten des Joomla Royal Regent längere Zeit zuhörte, kam man sich vor, als säße man bei Günter Jauch und spiele um viel, viel Geld.

»Natürlich. Richten Sie dem Maharadscha doch bitte aus, dass ich gerne zu ihm komme. Ich muss mich vorher nur schnell umziehen.«

Siebeneisen deutete auf seinen weißen Yogaanzug, der auf der linken Körperseite nicht mehr weiß, sondern grasgrün war. Dass er sich auch noch um seine Nase kümmern wollte, erwähnte er nicht. Er konnte sie mittlerweile rot leuchten sehen, ohne danach zu schielen. Er vermutete, dass sie sehr stark angeschwollen war. Sie fühlte sich auch so an.

»Sir? Es scheint dringend? Sehr dringend? Seine Exzellenz ist sehr aufgeregt? Ich vermute, es ist besser, Sie kommen sofort?«

»Oh. Also gut. Wo soll ich denn hinkommen?«

»Seine Exzellenz erwartet Sie in seinem Privatbüro? Wenn Sie mir bitte folgen wollen?«

Siebeneisen wollte eigentlich nicht. Eine Dusche und etwas Normales zum Anziehen, das wollte er, und ganz schnell ein kühlendes Gel für seine Nase, die mit jeder Minute mehr schmerzte. Aber dann wiederum sollte man einen Großfürsten nicht allzu lange warten lassen. Erst recht nicht, wenn er einen kostenlos in seinem Hotel logieren ließ. Also nickte er dem Mann mit dem orangefarbenen Turban zu und ging hinter ihm her zu den Privatgemächern des Maharadschas.

2

Hardhawallardha Singh war ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht, grauem Bart und einem melancholischen Blick, in dem eine unbestimmte Sehnsucht nach etwas zu liegen schien, von dem der Maharadscha möglicherweise selbst nicht genau wusste, was es war. Er war Anfang sechzig, etwas untersetzt und neigte seit einem Reitunfall in seiner Jugend dazu, beim Gehen mit den Füßen über den Boden zu schlurfen. Als Siebeneisen ihn kurz nach ihrer Ankunft im Hotel zum ersten Mal getroffen hatte, war er zuerst freundlich nickend an ihm vorbeigelaufen, weil er ihn für einen Angestellten der Hotelgärtnerei gehalten hatte: Der Großfürst trug am liebsten Turnschuhe, weite Hosen und Kapuzenpullis mit Surfer-Motiven und sah darin alles andere als herrschaftlich aus. Nach einer kurzen Begrüßung hatte er seine Gäste aus Deutschland nicht weiter beachtet. Zwei- oder dreimal hatte Siebeneisen ihn anschließend im Garten gesehen, wo er frühmorgens zwischen den Rosenstöcken herumschlurfte, den Papageien zusah und leise vor sich hin pfiiff. Alles in allem machte der Maharadscha von Joompla den Eindruck, als sei er vollkommen zufrieden mit sich und der Welt.

Deswegen erschrak Siebeneisen, als der Angestellte eine Tür im Privatflügel des Palastes öffnete und er den Großfürsten nach einigen Sekunden in einem Raum entdeckte, der ebenso überdimensioniert war wie alles andere (und ebenso düster –

das einzige Licht fiel durch drei schießschartenartige Fenster in der gegenüberliegenden Wand in das Arbeitszimmer). Hardhawallardha Singh sah schrecklich mitgenommen aus. Er hockte hinter seinem gewaltigen Schreibtisch und machte den Eindruck, als habe er in den vergangenen Nächten kein Auge zugetan. Seine einst gesunde Gesichtsfarbe war einem merkwürdigen Pergamentton gewichen. Die grauen Haare standen vogelwild in alle Richtungen ab und rahmten das blasse Gesicht eindrücklich ein. Noch mehr aber war Siebeneisen über die Augen des Maharadschas erschrocken. Hardhawallardha Singh schminkte sie gerne mit Mascara, aber heute war ihm das irgendwie zerlaufen. Jetzt sah er aus wie eine verwirrte Eule, die nach einer anstrengenden Jagdnacht zu ihrem Mammutbaum in Nordkalifornien zurückkehrt und feststellen muss, dass es sich dort während ihrer Abwesenheit drei Umweltaktivisten mit Klettergeschirr und einem Monatsvorrat an veganen Sandwiches bequem gemacht haben.

Einen derangierteren Anblick als der Maharadscha selbst bot nur noch sein Schreibtisch, auf dem sich Papiere, Bücher und verstaubte Kladden in statisch bedenklichen Stapeln schichteten. Lediglich eine kleine, kraterartig freigeschaufelte Arbeitsfläche in der Mitte wurde nicht von irgendwelchem Zeugs in Beschlag genommen. Siebeneisen entdeckte leere Ginflaschen mit vergilbten Etiketten, Mottenkugeln und eine Handvoll Patronen, mehrere historische Schwarz-Weiß-Aufnahmen des Palastes und etwas, das aussah wie ein Stemmeisen.

Zusammen mit dem Hotelangestellten blieb er vor dem Tisch stehen; offenbar hatte der Großfürst noch überhaupt nicht bemerkt, dass sein Besucher eingetroffen war. Es vergingen zwei Minuten oder auch drei, in denen sich Siebeneisens Verdacht, von etwas Gefährlichem gestochen worden zu sein, zur festen Gewissheit wandelte. Seine Nase hatte dumpf zu

pochen begonnen und noch einmal dramatisch an Farbe zugelegt. Im unscharfen Bereich vor seiner Brille konnte er eine dunkelrote Masse erkennen. Er widerstand der Versuchung, mit einem kleinen Räuspern auf sich aufmerksam zu machen. Der Palastdiener verharrte vollkommen regungslos neben ihm wie jemand, der sich für einen Platz bei Madame Tussaud bewirbt. Durch die Schießschartenfenster konnte man das Gurren der Tauben auf den Dächern hören und das leise Hupen, das aus Jodhpur hinaufdrang, wo die Autofahrer wie immer versuchten, die allgegenwärtige Missachtung der Verkehrsregeln durch fortwährendes Betätigen der Hupe auszugleichen. Zwischen den Papierbergen hinter seinem Schreibtisch seufzte der Maharadscha. Siebeneisen hatte das Gefühl, dass gleich etwas passieren würde.

Passierte auch: Die Tür flog nämlich auf – und Wipperfürth stürmte in den Raum. Er trug eine eng anliegende weiße Hose, golden bestickte Hausschuhe, eine Art Überrock mit ockerfarbener Steppweste und einen Turban in schrillum Kanarienvogelgelb. In dieser Kluft sah er nicht nur indischer aus als der Maharadscha in seinem Kapuzenpulli (auf dem ein wellenreitender Surfer prangte), sondern möglicherweise auch indischer als jeder Inder. Wipperfürth nickte Siebeneisen kurz zu und verneigte sich tief vor dem überladenen Schreibtisch. Dann brummelte er etwas Unverständliches und schien mit beiden Händen die Luft zu segnen, bevor er sich im Schneidersitz auf dem Boden neben dem Palastdiener niederließ. Siebeneisen atmete tief durch. Bis gerade eben war er davon ausgegangen, nur er sei zum Maharadscha gerufen worden. Zu einer Privataudienz. Wenn Wipperfürth ebenfalls einbestellt worden war, würde es anstrengend werden. Er sah zu seinem Freund hinüber. Wipperfürth saß vor dem Schreibtisch, hatte die Augen

geschlossen und bewegte lautlos die Lippen, als sage er sich selbst ein kleines Gedichtlein auf. Offenbar hatte er beschlossen, dass dies die korrekte Haltung für eine Audienz bei ihrem Gastgeber war. Wahrscheinlich hatte er das irgendwo gelesen.

Wipperfürth war schon immer so gewesen. Alle zwei oder drei Monate stürzte er sich mit einer derartigen Vehemenz auf ein neues Wissensgebiet, dass es dem Wissensgebiet angst und bange werden musste. Je nachdem, was er im Kursprogramm der Volkshochschule in Oer-Erkenschwick entdeckte, verwandelte sich Wipperfürth gewissermaßen über Nacht in einen Experten jeder noch so abwegigen Fachrichtung. Vor ein paar Jahren zum Beispiel war es die Kunst des Origami gewesen: Mehrere Wochen lang hatte er ununterbrochen Papierfigürchen gefaltet, die er dann donnerstags mit in den Fetten Hecht brachte, wenn er sich dort mit Siebeneisen und Schatten zum Tipp-Kick traf. Anschließend war der Vietnamkrieg an der Reihe gewesen, bei dem sich Wipperfürth vor allem für die Waffengattungen interessiert hatte. Und dann – für eine entsetzlich lange Zeit – der Zen-Buddhismus.

Während Siebeneisen seinen Freund anstarrte, damit der seinen Blick auch ja mitbekam, sobald er da unten im Schneidersitz die Augen öffnen würde, dachte er an die Zeit, in der Wipperfürth ihnen immerzu erklärt hatte, dass er demnächst sein Gelübde als Zen-Mönch ablegen werde. Unfassbar nervig war das gewesen! Vor allem diese permanenten Weisheiten, mit denen er seine beiden Freunde traktierte. Ein Grundpfeiler des Zen-Buddhismus, da war sich Siebeneisen sicher, war das Gebot der Schweigsamkeit, aber daran hatte Wipperfürth sich zu keiner Minute gehalten. Zum Glück war auch dieser Spleen irgendwann vorbei gewesen, als Wipperfürth den Themenbereich »Die Vogelgrippe kommt! Ausrüstungs- und Umbautipps

für Keller und Bunker« entdeckt hatte. Und anschließend »Die Kunst der geschliffenen Rede: Von Kleisthenes zu Oettinger«. So ging das immer weiter. Bloß einem dieser Spezialgebiete hatte sich Wipperfürth nicht nur eine Kursdauer lang, sondern scheinbar für immer verschrieben: Er hielt sich für einen begnadeten Logistiker. Für einen Mann, der selbst hochkomplexe Abläufe mit Leichtigkeit dirigieren konnte. Der, um es einmal mit seinen eigenen Worten zu sagen, in der Lage war, »aus einem verworrenen Knäuel Wolle einen perfekten Pullunder zu stricken« (»Herrenstrick-Retrodesign für Anfänger« war ein anderer VHS-Kurs, den er besucht hatte). Wipperfürth verstand sich als Mann für die großen logistischen Aufgaben. UN-Hilfsaktionen, Invasionen, den Bau von unterirdischen Bahnhöfen, Philharmonie-Hallen und Hauptstadtflughäfen, so etwas eben. Leider klafften bei dieser angeblichen Begabung Wunschdenken und Realität bedenklich weit auseinander. Als Siebeneisen unterwegs gewesen war, um die O'Shadys in den hintersten Winkeln dieser Welt aufzuspüren und sie über ihr Erbe zu informieren, hatte Wipperfürth zusammen mit Schatten aus dem Fetten Hecht heraus die Reise koordiniert. Angeblich meisterhaft. In Wirklichkeit desaströs. Die beiden hatten ihn kreuz und quer über den Globus gescheucht. Siebeneisen war sich vorgekommen wie eine Flipperkugel, die unentwegt von links nach rechts nach oben nach unten dotzt, gegen immer andere Hindernisse prallt und zwischendrin eine Zeitlang in einem dunklen Loch verschwindet. Es hatte keinen Tag gegeben, an dem er die beiden zu Hause in Oer-Erkenschwick nicht am liebsten zur Hölle gewünscht hätte. Deshalb hatte er Wipperfürth dieses Mal kurzerhand mitgenommen, als er nach Indien aufgebrochen war. Weil er gedacht hatte, den Mann unterwegs besser kontrollieren zu können als im zigtausend Kilometer entfernten Oer-Erkenschwick.

Leider hatte sich diese Hoffnung als falsch erwiesen. Einer wie Wipperfürth, das wusste Siebeneisen nun, war nicht zu kontrollieren. Vor allem nicht, wenn er zum ersten Mal überhaupt auf Reisen war. Die vergangenen Wochen mit Wipperfürth waren Harakiri für sein Nervensystem gewesen. Allein die Busfahrten! Weil sie Matthew O'Shady in einem Ashram in Rishikesh vermutet hatten, waren sie 34 Stunden mit einem Bus vom Flughafen in Delhi Richtung Himalaja gerumpelt. Dort hatten sie erfahren, dass der Ire den Ort nach einer kollektiven Taufe seiner Kursteilnehmer im Ganges bereits wieder verlassen hatte (sämtliche Teilnehmer hatten sich im Flusswasser mit einem schlimmen Magen-Darm-Virus infiziert und drohten auf ihren Wegen zwischen Bett und Toilette mit juristischen Folgen). Nach Jodhpur waren sie dann natürlich auch nicht geflogen, oh nein, es musste ja wieder die billigste Landverbindung sein. Drei Tage lang hatte Wipperfürth auf dem Sitz neben ihm mit einem Smartphone hantiert, das er für eine Handvoll Rupien auf dem Basar von Rishikesh gekauft hatte. Offenbar war er einem Betrüger aufgesessen – auf dem Ding waren zwar alle möglichen Programme installiert, telefonieren ließ sich mit ihm aber nicht: Das Handy hatte überhaupt keinen Slot für eine SIM-Karte. Siebeneisen vermutete, dass es sich um ein Exemplar einer fehlerhaften Produktion handelte. Aber zum Glück war all das ja nun bald vorbei, dachte er, während er seinen Begleiter betrachtete, der noch immer im Schneidersitz auf dem Boden hockte. In ein paar Tagen würden sie die Koffer packen und nach Hause fliegen.

»Ah, da sind Sie ja...« Nach gefühlten sieben Minuten stellte der Maharadscha fest, dass er nicht mehr allein in seinem Büro war. Er sah Siebeneisen für einen kurzen Moment an und zeigte auf einen großen Sessel, dann schweifte sein me-

lancholischer Blick ab und richtete sich auf einen Punkt, der irgendwo in den hinteren Regionen des Raumes liegen musste. Der Punkt schien furchtbar interessant zu sein, der Maharadscha betrachtete ihn lange. Dann sah er zu Wipperfürth und seufzte erneut. Siebeneisen setzte sich in den Sessel. Er fragte sich, was der Großfürst ihnen mitteilen wollte. Es schien etwas Unangenehmes zu sein. Möglicherweise war ihm aufgefallen, dass seine beiden Gäste bereits ein paar Tage zu lang kostenlos im Hotel wohnten. Nein, dachte Siebeneisen, das konnte es nicht sein – der Weise O würde genug Geld erben, um diesen Palast die kommenden zwanzig Jahre zu finanzieren, und wenn der Maharadscha die Zimmer in Rechnung stellen wollte, würden ein paar hunderttausend Rupien bestimmt keine Rolle spielen. Er sah zu Wipperfürth hinüber. Wipperfürth machte ein irgendwie schuldbewusstes Gesicht. Aha, dachte Siebeneisen. Er begann sofort, mögliche Untaten seines Freundes gedanklich durchzugehen. Was hatte er angestellt? Eine wertvolle Statue zerdeppert? Einen Tempel entweiht? Einen Priester beleidigt? Oder hatte es womöglich etwas mit der Tochter des Hauses zu tun? Vor ein paar Tagen hatte Siebeneisen beobachtet, wie sein Kumpel im Palastpark Fotos von der Prinzessin machen wollte. Wipperfürth hatte lässig am Stamm eines alten Banyanbaumes gelehnt, als Ranji die Yogaübungen des Weisen O auf einem Rasenstück in einer abgelegenen Ecke des Palastgartens durchging. Die Tochter des Maharadschas war wunderschön, sie sah aus wie ein Wesen, das nicht von dieser Welt stammte, und schien das auch zu wissen. Obwohl Wipperfürth einen Höllenradau verursachte, als er seine Kamera gegen zwei der Affen verteidigen musste, hatte sie sich nicht in ihrer Meditation stören lassen. Oder zumindest so getan, als bemerke sie das freche Keckern der Affen und Wipperfürths »Geht weg! Lasst los!«-Rufe nicht. Hatte der Maharadscha davon berich-

tet bekommen? Siebeneisen war sicher, dass dem Großfürsten nichts entging, was auf seinem Grund und Boden passierte. Um seine Tochter musste er sich in diesem speziellen Fall allerdings bestimmt keine Sorgen machen: Eine Frau wie Ranji war unerreichbar für jemanden wie Wipperfürth, da brauchte man nicht mal einen halben Gedanken dran verschwenden. Nein, es musste einen anderen Grund geben.

»Ah, da sind Sie ja...«, sagte der Maharadscha. Er sagte es, als ob er es nicht vor zwei Minuten schon einmal genau so gesagt hätte. »Ich bin froh, dass Sie kommen konnten!« Ihr Gastgeber atmete tief ein und wieder aus.

»Aber natürlich. Gar kein Problem«, sagte Siebeneisen.

»Sahib, wir stehen zur Verfügung des Herrschers von Joompla.« Wipperfürth klang, als würde er am liebsten noch einen Bückling anhängen. Siebeneisen sah an dem schweigsamen Bediensteten vorbei zu ihm hinüber. Wipperfürth schaute wie immer genau in diesem Moment weg.

»Also... es ist... also... wir hatten... es gab...« Hardhwallardha Singh hatte offenbar Mühe zu sagen, was er sagen wollte.

»Es ist so, dass... ach... ich... ähm...«

Siebeneisen sah den Maharadscha ratlos an.

Wipperfürth sah den Maharadscha ratlos an.

Der Maharadscha sah Siebeneisen und Wipperfürth ratlos an.

»Seine Exzellenz möchte Ihnen gerne mitteilen, dass etwas vorgefallen ist.« Shameek Kumar war nicht ratlos. Er war es nie gewesen und würde es wahrscheinlich auch nie sein. Der Sekretär des Maharadschas hatte als junger Mann schon dessen Vater gedient. Und bereits damals gab es Kenner der indischen Adelshäuser, die behaupteten, die Fäden der Macht im Palast von Joompla halte keinesfalls der Maharadscha selbst in

der Hand. Shameek Kumar musste mittlerweile weit über achtzig sein und war so hager und kantig, als habe ein Herrgottsschnitzer aus Ammergau ihn hergestellt. Offenbar hatte er die ganze Zeit im Halbdunkel hinter dem Schreibtisch gestanden.

»Ja, so ... so ist es ... vorgefallen.« Der Konzentration des Maharadschas schien die Intervention seines Sekretärs nicht geholfen zu haben. Er sah zu Shameek Kumar hinüber. Kumar zog seine rechte Augenbraue nach oben und nickte dem Maharadscha aufmunternd zu. Das schien zu wirken.

»Ich muss ein wenig ausholen«, sagte der Maharadscha nun, »die Geschichte ist eine längere. Und alt, das ist sie auch. Bitte entschuldigen Sie, wenn ich Sie damit belästige.«

Siebeneisen wollte so etwas wie »kein Problem!« sagen, aber Wipperfürth kam ihm zuvor. »Unsere Ohren sind so geduldig wie der Bambus, der den Nachtwind aushält bis zum Morgen.«

Siebeneisen bemerkte, wie der Maharadscha auf diese Bemerkung hin die Stirn runzelte und wieder ähnlich verwirrt aussah wie bereits ein paar Minuten zuvor. Was Siebeneisen nicht wunderte. Er bemühte sich, die Situation zu retten, bevor Wipperfürth noch mehr solcher Weisheiten von sich gab.

»Aber klar. Erzählen Sie, was Ihnen auf dem Herzen liegt.«

Der Maharadscha sah Siebeneisen dankbar an. Seine Finger spielten mit dem Ding, das wie ein Stemmeisen aussah. Ein Lichtkegel aus einem der Fenster beleuchtete den Bereich des Schreibtisches neben seinen Händen. Man konnte Millionen winziger Staubpartikel sehen, die ein hochkompliziertes Massenballett aufzuführen schienen.

»Sehr freundlich von Ihnen«, sagte der Maharadscha. »Lassen Sie mich von meiner Familie berichten. Unsere Historie begann vor etwa dreitausend Jahren, zu einer Zeit, die längst im Dunkel der Vergangenheit verschwunden ist. Wir wissen nicht wirklich viel über die ersten Generationen unserer Dynastie.

Was wir wissen, stammt aus überlieferten Gedichten und Liedern.«

»Wie in unserem Nibelungenlied, Sahib?« Wipperfürth schien nicht verstanden zu haben, dass der Maharadscha gerne etwas erzählen wollte. Zum Glück reagierte der nicht auf den Einwurf. Nur für einen kurzen Moment sah er wieder wie die verwirrte Eule aus.

»In diesen Liedern und Gedichten wird beschrieben, wie es meinen Vorfahren gelang, das Reich der Maharadschas von Joompla zu gründen. Sie waren keine mächtige Familie, im Gegenteil, drei Brüder mit ihren Frauen, die auf einem kleinen befestigten Hof lebten. Es waren unruhige Zeiten damals in Indien. Eigentlich hatten sie keine Chance, zwischen den mächtigen, machthungrigen Fürstentümern um sie herum zu überleben. Sie taten es aber. Sie taten es, weil sie Hilfe erhielten.«

Der Maharadscha hielt inne. Er drehte das Stemmeisending in seinen Fingern hin und her. Nach drei oder vier Sekunden veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und seine Gedanken schienen wieder abzugleiten. Shameek Kumar bewegte sich einen winzigen Schritt nach vorne. Der Großfürst nahm die Bewegung wahr. Er sah zu seinem Sekretär, was ihn zu ermutigen schien.

»Die drei Brüder besaßen drei Elefanten, die sie liebten. Sie ritten nicht auf ihnen wie die Vornehmen ihrer Zeit, sie zogen nicht mit ihnen in die Schlacht und gaben ihnen nicht bloß Heu zu fressen, sondern beschäftigten einen Koch, der sich nur um den Speiseplan der Tiere kümmerte. In einem Gedicht heißt es sogar, sie konnten die Sprache der Elefanten sprechen und sich mit ihnen unterhalten.«

Wieder zögerte der Maharadscha. Möglicherweise hatte er bemerkt, dass Wipperfürth unten am Boden vor dem Schreib-

tisch den rechten Zeigefinger erhoben hatte, als sei er Schüler der Klasse 3b der Joomla Elementary School und wolle die Geschichte des Lehrers zu Ende erzählen. Siebeneisen warf ihm einen mörderischen Blick zu. Wipperfürth schaute ausnahmsweise zu ihm herüber. Der Zeigefinger verschwand aus der Luft.

»Als sich das Schicksal der drei Brüder entscheiden sollte und ihre Feinde sich vor den Mauern ihres Zuhauses sammelten, da wurde ihnen jene Hilfe zuteil, die ich eben erwähnt habe. Keine normale Hilfe. Göttliche Hilfe. Ganesha selbst kam zu ihrer Unterstützung.«

Der Maharadscha hielt inne. »Sie wissen, von wem die Rede ist?«

»Ganesha, der Elefantengott, auch Ganesh oder Ganapati genannt. Sohn der göttlichen Parvati. Wird meist als Kind mit Elefantenkopf dargestellt. Oft mit vier Armen. Gilt als Beseitiger von Hindernissen.« Wipperfürth war in seinem Element. Wie immer, wenn er angelesenes Wissen aufsagen durfte. Sein Gesicht glühte. Offenbar hat er vor unserer Abreise noch schnell ein Wochenendseminar in hinduistischer Mythologie absolviert, dachte Siebeneisen. Er hoffte, dass Wipperfürth solche Fakten nicht auch noch für die übrigen Gottheiten abrufen konnte. Immerhin gab es im Hinduismus ziemlich viele davon.

»Ja, genau: Ganesha, der Elefantengott.« Der Maharadscha unterbrach Wipperfürths Erläuterungen, bevor dieser die Reinkarnationen der Gottheit aufsagen konnte. Oder vielleicht noch ein oder zwei kleine Anekdoten aus seiner mythologischen Vergangenheit.

»Dabei können wir es bewenden lassen, denke ich«, fuhr er fort. »Die Lieder berichten, dass er meinen Vorfahren den Weg zu einer Statue gewiesen hat, die ihn selbst darstellte. Sie fanden die Figur in einer Höhle in den Bergen. Sie war klein,

vielleicht so groß wie eine Hand, aber von einer außergewöhnlichen Detailtreue: Man konnte die Augenbrauen und Wimpern erkennen und sogar die einzelnen Falten des Rüssels. Ihr Erschaffer hatte sie aus schwarzem Stein gemeißelt.«

»Das war bestimmt Obsidian, oder?« Natürlich kannte Wipperfürth sich auch mit Halbedelsteinen aus.

»Nein, kein Obsidian – man hat nie feststellen können, aus welchem Material die Statue war. Aber kaum hatten meine Vorfahren sie gefunden und aus der Höhle nach Hause gebracht, änderte sich ihr Schicksal. Sie wurden mit Glück gesegnet. Sie wurden reich. Sie blieben gesund. Ihre Feinde boten ihnen an, ihre Freunde zu werden. Sie gründeten Joomla. Sie vermuteten, dass all dies mit der Elefantengottfigur zusammenhing. Und dass ihrer Familie das Glück hold sein würde, solange Ganeshas Statue in ihrem Besitz blieb. Aber das Geschenk des Elefantengottes hatte noch eine andere Seite. Sie...«

Der Großfürst unterbrach seine Erzählung mitten im Satz. Er sah nun wieder sehr verwirrt aus. Er suchte und fand den Blick seines Sekretärs, der ihm ermutigend zunickte.

»Meine Vorfahren wurden in ihren Träumen gewarnt, dass die Statue niemals in falsche Hände gelangen dürfe. Im Besitz eines bösen Menschen nämlich würden sich ihre Eigenschaften verändern. Dann würde sie kein Glück mehr bringen, sondern ihre zerstörerische Seite zeigen.«

»Wie beim Herrn der Ringe!« Wipperfürths Augen leuchteten. »Da war das auch so, Sahib! Der Ring durfte nicht an den falschen Finger kommen – ein Ring, sie zu knechten, sie alle zu finden! Gesucht von den Nazgul, den Schwarzen Reitern, den Ringgeistern, den Neun!«

Wenn der Maharadscha ein Maharadscha im Zeitalter der mächtigen Maharadschas gewesen wäre (und nicht bloß ein machtloser Hotelbesitzer in einer Epoche, die sich für einen

Maharadscha irgendwie falsch anfühlen musste), dann wäre Wipperfürth nach dieser erneuten Unterbrechung von zwei Wachen aus dem Saal gezogen und kommentarlos in ein klammes, skorpionbevölkertes Kellerloch geworfen worden, wo er bis an sein Lebensende bei Wasser und Brot hätte hocken müssen. So aber zuckte bloß kurz wieder jener verwirrte Ausdruck über Hardhawallardha Singhs Gesicht, der ihn an diesem Nachmittag schon mehrmals überkommen hatte. Für einen Moment schien er den Faden seiner Erzählung erneut verloren zu haben, erwischte ihn dann aber doch noch irgendwie.

»Meine Vorfahren haben die Statue wegen dieser Warnung gehütet wie einen Staatsschatz. Zweitausendachthundert Jahre lang, von Generation zu Generation. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Bis zu jenem Tag, an dem mein Vorfahr Dhavala-chandra Singh sie von seinem besten Steinmetz zerteilen ließ.« Der Großfürst seufzte, als könne er sich sehr gut an diesen schicksalhaften Tag erinnern, damals, vor 250 Jahren, an das Geräusch von Hammer und Meißel und den Geschmack des Okracurrys, das nach der Arbeit serviert wurde.

»Sie wurde zerlegt? In ihre Einzelteile?« Siebeneisen hatte soeben kurz darüber nachgedacht, ob die Vornamen der Singhs vielleicht so lang waren, um die relative Kargheit des Familiennamens auszugleichen. Jetzt schaltete auch er sich in den Monolog ein. Er befürchtete, dass Wipperfürth die Pause in der Erzählung nutzen würde, um erneut irgendwelche kranken Details aus *Der Herr der Ringe* an den Mann zu bringen. Er erinnerte sich mit Schrecken an die langen Wochen, in denen sein Kumpel sich ausschließlich mit der Genealogie von Elbenkönigen beschäftigt hatte und jede Tipp-Kick-Partie donnerstags im Fetten Hecht mit Erläuterungen zu den Herrschaftsverhältnissen in Mittel-erde garnierte. Außerdem hoffte Siebeneisen, die lange Erzählung ihres Gastgebers ein wenig

beschleunigen zu können. Er hatte das Gefühl, sich sehr, sehr bald um seine Nase kümmern zu müssen. Wenn Farbe und Ausmaße, die er in der unscharfen Schnittmenge vor seinen Augen sah, auch nur halbwegs korrekt waren, sah er mittlerweile aus wie Charlie Rivel. Wenn nicht bald etwas geschah, könnte er demnächst »Akrobat schön!« rufen, während er tollpatschige Flickflacks zwischen den Rosenbeeten im Palastgarten sprang.

»Ja, sie wurde zerlegt, sorgfältig zerlegt. Sie müssen wissen, dass es damals in Indien immer wieder gewalttätige Auseinandersetzungen gab. Die Briten waren im Land, die Zeiten unruhig. Es hat zahlreiche Intrigen gegeben, und Dhavala-chandra Singh fürchtete, die Figur am Hof nicht mehr ausreichend schützen zu können. Er beschloss, sie außer Landes zu schaffen. Ganeshas Rüssel blieb hier im Palast. Die übrigen Teile wurden von einem Europäer, dem mein Vorfahr vertraute, an sichere Verstecke gebracht. Niemals sollte ein Mensch mit unlauteren Absichten die komplette Statue in seinen Besitz bringen können.«

Faszinierend, dachte Siebeneisen: Da beherrschten diese Maharadschas halb Indien und entschieden per Fingerzeig über Leben und Tod ganzer Städte – und am Ende mussten sie einen hergelaufenen Europäer bitten, die wichtigsten Teile ihres Staatsschatzes in Sicherheit zu bringen. Was mochte das für einer gewesen sein, dieser Mann?

»Es gab in dieser Zeit nicht viele Menschen, die mehr von der Welt gesehen hatten als ihr Dorf oder ihre Stadt.« Der Großfürst schien seinen Erzählfluss jetzt gefunden zu haben. Zum ersten Mal an diesem Nachmittag sah er Siebeneisen lange in die Augen.

»Eine Reise wie die, die Sie kürzlich unternommen haben, wäre damals völlig undenkbar gewesen. Erst recht für einen

Inder. Mein Vorfahr Dhavalachandra Singh hat die Teile der Ganesha-Statue jenem Mann anvertraut, der zu seiner Zeit mehr von der Welt gesehen hatte als jeder andere Mensch. Einem Ehrenmann, dem er vertrauen konnte. Er hat sie James Cook gegeben.«

»James Cook?« Siebeneisen war überrascht.

»James Cook, Engländer, großer Entdecker. War auf Tahiti. Unter anderem.« Wipperfürth machte mal wieder auf wandelnde Wikipedia. Zum Glück schien er noch keinen VHS-Kurs über »Die großen Seefahrer der Weltgeschichte« belegt zu haben, sonst wäre da mehr gekommen, viel mehr. Manchmal, dachte Siebeneisen, ist das Schicksal einem gnädig gestimmt. Trotzdem fühlte er sich plötzlich etwas unwohl. Als summete irgendetwas tief drinnen in seinem Kopf und wolle seine Aufmerksamkeit, so fühlte sich das an. Er hatte Schwierigkeiten, sich auf die Erzählung des Maharadschas zu konzentrieren, der weiter von James Cook sprach.

»Mein Vorfahr hat ihn in England getroffen. In London. 1776, im Frühjahr. Er ist mit einem Handelsschiff der Britischen Ostindien-Kompanie dorthin gereist, als er erfuhr, dass Cook ein weiteres Mal in See stechen wollte. Wie Sie bestimmt wissen, hat dieser tollkühne Mann ja insgesamt drei Reisen um die Welt unternommen. Dabei hatte er bereits nach der ersten mehr unbekanntere Regionen der Erde gesehen als je jemand vor ihm. Und nach der zweiten erst recht.«

»Und er hat diese Statuenstücke dann im Auftrag Ihres Vorfahren auf seiner dritten Reise versteckt?«

Während Siebeneisen versuchte, das merkwürdige Gefühl zu analysieren, das sich leise summend und brummend immer weiter in ihm auszubreiten schien, und diesen komischen, metallischen Geschmack auf der Zunge, war Wipperfürth aufmerksam bei der Sache.

»So ist es. Er scheint die Verstecke mit Bedacht ausgewählt zu haben. Und wir haben geglaubt, damit sei die Gefahr ein für alle Mal gebannt. Bis heute Morgen haben wir das geglaubt.«

Der Maharadscha seufzte. Und Siebeneisen fühlte sich zunehmend komisch. Seine Nase pochte mittlerweile wie ein entzündeter Weisheitszahn, aber das war nicht das, was ihm Angst machte. Da war noch etwas anderes. Er wusste nicht, wieso, verspürte aber den Drang, aufzustehen und aus diesem Zimmer zu laufen, aus diesem Zimmer und diesem Palast und dann immer weiter bis zum Flughafen unten in Joompla, um von dort möglichst schnell einen Flug Joompla-Düsseldorf zu erwischen, mit direkter ÖPNV-Verbindung nach Oer-Erkenschwick. Er bemerkte, dass ihn der Maharadscha besorgt ansah – als ob er so blass geworden sei wie die Wand hinter ihm.

»Ist Ihnen nicht gut? Sie sind ja so blass geworden wie die Wand hinter Ihnen!«, fragte Hardhawallardha Singh. Siebeneisen murmelte etwas wie »Schon gut, alles in Ordnung«, obwohl er wusste, dass nicht alles in Ordnung war. Überhaupt nichts war in Ordnung. Es dauert nicht mehr lange, dachte er, ohne zu wissen, an was er da dachte, es dauert nicht mehr lange.

»Was ist denn heute Morgen passiert, Sahib? An einem Tag, der doch nur Licht auf das Haupt des Herrschers von Joompla werfen sollte?« Wipperfürth, klar.

»Heute Morgen haben wir entdeckt, dass jemand in der Schatzkammer des Palastes war. Er hat sie über einen Tunnel erreicht, von dem ich selbst nicht wusste, dass er überhaupt existiert. Und mit diesem Stemmeisen hier...« – der Maharadscha hielt das Teil in die Luft, mit dem er bereits die ganze Zeit über gespielt hatte –, »mit diesem Stemmeisen ist es ihm gelungen, auch das geheimste aller geheimen Verstecke zu öffnen. Und den...«

»Er hat den Rüssel Ganeshas gestohlen!« Wipperfürth war aufgesprungen.

»Ja, das hat er. In der Tat.«

Siebeneisen war jetzt leicht schwindelig. Was war denn das bloß? Hatte er etwas Falsches gegessen? Die Worte des Maharadschas schienen in seltsamen Schwingungen bei ihm anzukommen, sie wurden silbenweise laut und verhallten dann wieder, es war, als schicke der Großfürst sie durch mehrere dieser Effektgeräte, wie sie Gitarristen gerne auf der Bühne benutzten. Dass seine Nase kurz vor dem Platzen stand, machte die Sache nicht angenehmer. Auch den Maharadscha hatten die letzten Minuten mitgenommen. Als es Siebeneisen gelang, sich für einen Moment wieder auf ihren Gastgeber zu konzentrieren, sah er, wie der Großfürst erneut teilnahmslos und abwesend hinter seinem Schreibtisch saß. Bis sein Sekretär an seine Seite trat und ihn leicht an der Schulter berührte.

»Wissen Sie...« Hardhawallardha Singh nahm einen erneuten Anlauf. »Wissen Sie, dieser steinerne Rüssel an sich ist wertlos. Absolut wertlos. In jedem besseren Antiquitätenladen der Welt können Sie prächtige Ganesha-Statuen erstehen, bei denen außer dem Rüssel auch noch die anderen Körperteile vorhanden sind. Merkwürdigerweise aber fehlt sonst nichts aus der Schatzkammer. Kein Stück. Es gibt nur einen einzigen Grund, weshalb jemand so einen Aufwand betreibt und dann bloß den Rüssel stiehlt...«

Der Maharadscha sah wieder aus wie die verwirrte Eule. Der Sekretär nickte ihm wieder Mut machend zu. Siebeneisen fühlte sich wieder ein Stück unwohler.

»Wir müssen leider davon ausgehen, dass der Dieb weiß, was es mit dem Rüssel auf sich hat. Dass er irgendwie von der zerteilten Statue erfahren hat. Ich fürchte, dass er außerdem von den Verstecken der anderen Einzelteile Kenntnis hat. Und dass

er versuchen wird, sie in seinen Besitz zu bringen. Wenn ihm das nicht schon gelungen ist.«

»Oh nein! Sahib!« Wipperfürth war erstaunlich schnell aus seinem Schneidersitz auf die Beine gekommen. Er stand vor dem Schreibtisch des Maharadschas und schaute den Großfürsten mit vor Schreck aufgerissenen Augen an. Und Siebeneisen saß in seinem Sessel, als drücke ihn eine unsichtbare Kraft in die Polster. Er fühlte sich jetzt, als würde er jeden Moment ohnmächtig. Der Maharadscha ignorierte den aufgeregten Wipperfürth komplett; er hatte den Blick auf Siebeneisen gerichtet. Ein Blick, der Siebeneisen trotz der melancholischen Augen zu durchbohren schien.

»Wir müssen davon ausgehen, dass dem so ist«, sagte der Maharadscha. »Und wenn die Überlieferungen tatsächlich stimmen sollten, geht es bei diesem Einbruch nicht bloß um eine Statue. Es geht um viel mehr.«

Siebeneisen fühlte, wie die Welt sich allmählich um ihn herum zu drehen begann. Er fasste sich an die Stirn: Sie glühte. Fieber, dachte er, ich habe Fieber. Bestimmt dieser Dreckskäfer oder was auch immer ihn da vorhin beim Yoga gestochen hatte.

»Ich hatte ja schon erwähnt, dass wir nicht viel über die Anfänge meiner Dynastie und die Statue wissen. Und dass das Wenige bloß aus überlieferten Liedern bekannt ist.«

»Und? Was sagen die Lieder? Was passiert?« Wipperfürth hatte die Gesprächsführung mittlerweile komplett an sich gerissen. Er sah Siebeneisen weiterhin nicht an, bevor er seine verhängnisvollen Fragen stellte. Das war nicht gut, dachte der, das war überhaupt nicht gut.

»Kommt ein schlechter Mensch in den Besitz der Statue und beschwört ihre Macht, dann ...« Der Maharadscha sah Siebeneisen in die Augen. Er hypnotisiert mich, dachte Siebeneisen noch. Es schwindelte ihn jetzt. Ihn schwindelte ganz doll. Be-

vor er bewusstlos wurde und in seinem Sessel zur Seite kippte, hörte er wie durch einen dichten Nebel die abschließenden Worte des Maharadschas.

»...wenn das passiert, ist unser Geschlecht dem Untergang geweiht!«

3

ZWEI TAGE SPÄTER, IMMER NOCH IN INDIEN. UND GLEICHZEITIG
IM FETTEN HECHT IN OER-ERKENSCHWICK. HANDY-CHAT
ZWISCHEN WIPPERFÜRTH UND SCHATTEN.

Schatten:

Was heißt kostenlos? Wie können Nachrichten zwischen Indien und Deutschland kostenlos sein? Wie soll das funktionieren? Das kostet doch garantiert was!

Wipperfürth:

Nein! Reg Dich ab! Nachrichten per WhatsApp sind kostenfrei. Garantiert. Das Programm war sogar auf meinem neuen Smartphone vorinstalliert, das gehört bei indischen Handys zum Service dazu. Und mein Stammteehaus hier hat selbstverständlich kostenfreies WLAN, daran sollten sich die Cafés bei uns mal ein Beispiel nehmen. Ich achte auf unsere Spesen! Das müsstest Du doch allmählich wissen.

Schatten:

—

Wipperfürth:

Du musst auf »Senden« drücken. Wie soll das bei mir ankommen, wenn Du nicht auf »Senden« drückst?



Stefan Nink

Freitags in der Faulen Kobra

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0171-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2015

Urkomisch, kurios, schräg – Siebeneisen ist zurück!

Und wieder ist der unfreiwillige Weltenbummler Siebeneisen zu einer Reise aufgebrochen – auf der Suche nach den Teilen einer Ganesha-Statue, die James Cook vor 250 Jahren aus der Schatzkammer eines Maharadschas in Sicherheit gebracht hat. Denn ein Meisterdieb versucht, die Stücke in seinen Besitz zu bringen, und nur Siebeneisen kann ihn stoppen. Ein Wettrennen um den Globus beginnt: von Tonga nach Neuseeland, Hawaii und Kanada. Und während sich Siebeneisen mit allerlei Widrigkeiten herumschlagen muss und seine Freunde ihn aus dem Teehaus »Zur Faulen Kobra« unterstützen, wird im Palast des Maharadschas ein ganz anderer Plan verfolgt.

 [Der Titel im Katalog](#)